 Lesezeit: 15 min.

1. Geschichten von verletzten Familien

Wir sind es gewohnt, uns die Familie als eine harmonische Realität vorzustellen, die durch das Zusammenleben mehrerer Generationen und die führende Rolle von Eltern, die Normen vorgeben, sowie von Kindern, die – beim Erlernen dieser Normen – von ihnen in der Erfahrung der Realität geleitet werden, gekennzeichnet ist. Oft jedoch sind Familien von Dramen und Missverständnissen durchzogen oder von Wunden gezeichnet, die ihre optimale Konfiguration angreifen und ein verzerrtes, falsches und täuschendes Bild zurückgeben.

Auch die Geschichte der salesianischen Heiligkeit ist durch Geschichten von verletzten Familien geprägt: Familien, in denen mindestens eine der elterlichen Figuren fehlt, oder in denen die Anwesenheit von Mama und Papa aus verschiedenen Gründen (körperlich, psychisch, moralisch und spirituell) für ihre Kinder, die heute auf dem Weg zur Selig- oder Heiligsprechung sind, nachteilig wird. Auch Don Bosco, der den frühen Tod seines Vaters und die Trennung von der Familie durch den vorsichtigen Willen von Mama Margareta erfahren hat, möchte – es ist kein Zufall – dass das salesianische Werk besonders der „armen und verlassenen Jugend“ gewidmet ist und zögert nicht, die Jugendlichen, die in seinem Oratorium aufgewachsen sind, mit einer intensiven Berufungspastoral zu erreichen (was zeigt, dass keine Wunde der Vergangenheit ein Hindernis für ein volles menschliches und christliches Leben ist). Es ist daher natürlich, dass die salesianische Heiligkeit, die aus den Existenzen vieler junger Menschen von Don Bosco schöpft, die durch ihn der Sache des Evangeliums geweiht wurden, in sich – als logische Konsequenz – Spuren verletzter Familien trägt.

Von diesen Jungen und Mädchen, die im Kontakt mit den salesianischen Werken aufgewachsen sind, sollen drei vorgestellt werden, deren Geschichte in den biografischen Verlauf von Don Bosco „eingepflanzt“ wird. Im Mittelpunkt stehen:

– die selige Laura Vicuña, geboren 1891 in Chile, vaterlos, deren Mutter in Argentinien mit dem wohlhabenden Grundbesitzer Manuel Mora zusammenlebt; Laura, die durch die moralische Unregelmäßigkeit ihrer Mutter verletzt ist, ist bereit, ihr Leben für sie zu opfern;

– der Diener Gottes Carlo Braga, aus dem Veltlin, Jahrgang 1889, der als Kleinkind von seinem Vater verlassen wird und dessen Mutter weggeschickt wird, weil sie aufgrund einer Mischung aus Unwissenheit und Verleumdung als psychisch labil gilt; Carlo sieht sich daher großen Demütigungen ausgesetzt und sieht seine salesianische Berufung mehrmals von denen in Frage gestellt, die in ihm eine kompromittierende Wiederholung der fälschlicherweise seiner Mutter

zugeschriebenen psychischen Beschwerden fürchten;

– schließlich die Dienerin Gottes Anna Maria Lozano, die 1883 in Kolumbien geboren wird, mit ihrer Familie ihrem Vater ins Lazarett folgt, wo er aufgrund des Auftretens der schrecklichen Lepra umziehen muss, wird in ihrer religiösen Berufung behindert, kann sie aber schließlich dank der gottgewollten Begegnung mit dem salesianischen Aloisius Variara, selig, verwirklichen.

2. Don Bosco und die Suche nach dem Vater

Wie Laura, Carlo und Anna Maria – geprägt von der Abwesenheit oder den „Wunden" einer oder mehrerer elterlicher Figuren – auch Don Bosco, vor ihnen und in gewisser Weise „für sie", erlebt das Fehlen eines starken Familienkerns.

Die *Erinnerungen an das Oratorium* müssen sich bald mit dem frühen Verlust des Vaters befassen: Francesco stirbt mit 34 Jahren und Don Bosco – nicht ohne auf einen Ausdruck zurückzugreifen, der in gewisser Hinsicht erschreckend ist – erkennt, dass „der *barmherzige* Gott sie alle mit schwerem Unglück getroffen hat". So bahnt sich unter den frühesten Erinnerungen des zukünftigen Heiligen der Jugend eine herzzerreißende Erfahrung ihren Weg: die des Leichnams des Vaters, von dem ihn seine Mutter zu entfernen versucht, aber auf seinen Widerstand stößt: „Ich wollte unbedingt bleiben", erklärt Don Bosco, der damals hinzufügte: „Wenn Papa nicht kommt, will ich nicht [weg]gehen." Margareta antwortet ihm dann: „Armer Sohn, komm mit mir, du hast keinen Vater mehr". Sie weint und Giovannino, der ein rationales Verständnis der Situation vermisst, aber das gesamte Drama mit einer affektiven und empathischen Intuition erahnt, macht sich die Traurigkeit der Mutter zu eigen: „Ich weinte, weil sie weinte, denn in diesem Alter konnte ich sicherlich nicht verstehen, wie groß das Unglück durch den Verlust des Vaters war".

Angesichts des toten Vaters zeigt Giovannino, dass er ihn immer noch als das Zentrum seines Lebens betrachtet. Er sagt nämlich: „Ich will nicht [mit dir, Mama] *gehen*" und nicht, wie wir es erwarten würden: „Ich will nicht *kommen*". Sein Bezugspunkt ist der Vater – Ausgangspunkt und wünschenswerter Rückkehrpunkt –, zu dem jede Entfernung destabilisierend erscheint. In der Dramatik dieser Momente hat Giovannino zudem noch nicht verstanden, was der Tod des Elternteils bedeutet. Er hofft nämlich („wenn Papa nicht kommt…"), dass der Vater ihm noch nahe sein kann: und doch ahnt er bereits die Unbeweglichkeit, das Schweigen, die Unfähigkeit, ihn zu schützen und zu verteidigen, die Unmöglichkeit, von ihm an die Hand genommen zu werden, um selbst ein Mann zu werden. Die unmittelbar folgenden Ereignisse bestätigen Johannes dann in der Gewissheit, dass der Vater liebevoll schützt, lenkt und führt und dass, wenn er fehlt, auch die beste der Mütter, wie Margareta es ist, nur teilweise helfen kann. Auf seinem Weg als lebhafter Junge

trifft der zukünftige Don Bosco jedoch auf andere „Väter“: die fast gleichaltrigen Louis Comollo, der in ihm die Tugendhaftigkeit weckt, und den heiligen Joseph Cafasso, der ihn „mein lieber Freund“ nennt, ihm „ein freundliches Zeichen gibt, sich zu nähern“ und ihn so in der Überzeugung bestärkt, dass Vaterschaft Nähe, Vertrautheit und konkretes Interesse bedeutet. Aber vor allem gibt es Don Calosso, den Priester, der den lockigen Giovannino während einer „Volksmission“ „abfängt“ und entscheidend für sein menschliches und spirituelles Wachstum wird. Die Gesten von Don Calosso bewirken bei dem vorpubertären Johannes eine wahre Revolution. Don Calosso *spricht* zunächst *mit ihm*. Dann *erteilt* er *ihm das Wort*. Dann *ermutigt* er ihn. Außerdem *interessiert* er sich für die Geschichte der Familie Bosco und beweist dabei die Fähigkeit, das „Jetzt“ dieses Jungen in den Kontext der „Gesamtheit“ seiner Geschichte zu stellen. Darüber hinaus eröffnet er ihm die Welt, ja bringt ihn in gewisser Weise zurück in die Welt, indem er ihm neue Dinge bekannt macht, ihm neue Worte schenkt und ihm zeigt, dass er die Fähigkeiten hat, viel und gut zu tun. Schließlich *bewahrt* er *ihn* mit Gesten und Blicken und kümmert sich um seine dringendsten und realsten Bedürfnisse: „Während ich sprach, ließ er mich nie aus den Augen.

‚Sei guter Dinge, mein Freund, ich werde an dich und dein Studium denken‘“.

In Don Calosso macht Giovanni Bosco also die Erfahrung, dass wahre Vaterschaft ein totales und allumfassendes Vertrauen verdient; sie führt zur Selbstbewusstheit; sie offenbart eine „geordnete Welt“, in der die Regel Sicherheit gibt und zur Freiheit erzieht:

„Ich habe mich sofort in die Hände von Don Calosso gegeben. Ich erkannte dann, was es bedeutet, einen stabilen Führer zu haben […], einen treuen Freund der Seele… Er ermutigte mich; die ganze Zeit, die ich konnte, verbrachte ich bei ihm…. Seit dieser Zeit begann ich zu schmecken, was das geistliche Leben ist, da ich zuvor eher materiell und wie eine Maschine handelte, die etwas tut, ohne den Grund dafür zu wissen.“

Der irdische Vater ist jedoch auch derjenige, der immer bei seinem Sohn sein möchte, aber irgendwann nicht mehr dazu in der Lage ist. Auch Don Calosso stirbt; auch der beste Vater zieht sich irgendwann zurück, um dem Sohn die Kraft der Trennung und der Autonomie zu schenken, die für das Erwachsenenalter typisch ist.

Was ist also für Don Bosco der Unterschied zwischen gelungenen und gescheiterten Familien? Man wäre versucht zu sagen, dass es hier ganz darauf

ankommt: „gelungen“ ist die Familie, die durch Eltern gekennzeichnet ist, die die Kinder zur Freiheit erziehen, und wenn sie sie loslassen, dann nur aus einer eingetretenen Unmöglichkeit oder zu ihrem Wohl. „Verletzt“ hingegen ist die Familie, in der der Elternteil nicht mehr zum Leben erzieht, sondern Probleme verschiedener Art in sich trägt, die das Wachstum des Kindes behindern: ein Elternteil, der sich nicht um ihn kümmert und ihn in schwierigen Zeiten sogar verlässt, mit einer Haltung, die so anders ist als die des Guten Hirten.

Die biografischen Ereignisse von Laura, Carlo und Anna Maria bestätigen dies.

3. Laura: eine Tochter, die ihre eigene Mutter „zeugt“

Laura, geboren am 5. April 1891 in Santiago de Chile und am 24. Mai desselben Jahres getauft, ist die älteste Tochter von José D. Vicuña, einem verarmten Adligen, der Mercedes Pino, die Tochter bescheidener Landwirte, geheiratet hat. Drei Jahre später kommt eine kleine Schwester, Julia Amanda, zur Welt, aber bald stirbt der Vater, nachdem er eine politische Niederlage erlitten hat, die seine Gesundheit und auch den wirtschaftlichen Unterhalt der Familie sowie die Ehre gefährdet hat. Ohne jeglichen „Schutz und Zukunftsperspektive“ kommt die Mutter in Argentinien an, wo sie sich der Obhut des Grundbesitzers Manuel Mora anvertraut: einem Mann „mit überheblichem und stolzem Charakter“, der „Hass und Verachtung für jeden, der seinen Plänen entgegensteht, nicht verbirgt“. Ein Mann, der nur scheinbar Schutz gewährt, aber in Wirklichkeit daran gewöhnt ist, sich das zu nehmen, was er will, wenn nötig mit Gewalt, und die Menschen zu instrumentalisieren. In der Zwischenzeit bezahlt er die Studiengebühren für Laura und ihre Schwester im Kolleg der Töchter von Maria Hilfe der Christen, und ihre Mutter – die dem psychologischen Einfluss von Mora unterliegt – lebt mit ihm zusammen, ohne die Kraft zu finden, die Bindung zu lösen. Als Mora jedoch beginnt, Anzeichen von unehrlichem Interesse an Laura selbst zu zeigen, und insbesondere als diese mit der Vorbereitung auf die Erstkommunion beginnt, versteht sie plötzlich die Schwere der Situation. Im Gegensatz zur Mutter – die ein Übel (das Zusammenleben) im Hinblick auf ein Gut (die Erziehung der Töchter im Kolleg) rechtfertigt – versteht Laura, dass es sich um eine moralisch unzulässige Argumentation handelt, die die Seele der Mutter in ernsthafte Gefahr bringt. In dieser Zeit möchte Laura selbst Don-Bosco-Schwester werden, aber ihr Antrag wird abgelehnt, weil sie die Tochter einer „öffentlichen Konkubine“ ist. Zu diesem Zeitpunkt zeigt sich gerade in Laura – die ins Kolleg aufgenommen wird, als in ihr noch „Impulsivität, Neigung zu Groll, Reizbarkeit, Ungeduld und Drang, sich zu zeigen“ dominieren – eine Veränderung, die nur die Gnade, verbunden mit dem

Engagement der Person, bewirken kann: Sie bittet Gott um die Bekehrung der Mutter und bietet sich selbst für sie an. In diesem Moment kann Laura sich weder „vorwärts“ (indem sie sich den Don-Bosco-Schwestern anschließt) noch „rückwärts“ (indem sie zu ihrer Mutter und zu Mora zurückkehrt) bewegen. Mit einer dann von der Kreativität der Heiligen geprägten Handlung schlägt Laura den einzigen Weg ein, der ihr noch zugänglich ist: den der Höhe und der Tiefe. In den Vorsätzen zur Erstkommunion hatte sie notiert:

Ich schlage vor, alles zu tun, was ich weiß und kann, um […] die Beleidigungen, die Du, Herr, jeden Tag von den Menschen erhältst, insbesondere von den Menschen meiner Familie, wiedergutzumachen; mein Gott, gib mir ein Leben der Liebe, der Entbehrung und des Opfers.

Jetzt konkretisiert sie den Vorsatz in einem „Akt der Selbstdarbringung“, der das Opfer des eigenen Lebens einschließt. Der Beichtvater, der erkennt, dass die Inspiration von Gott ist, aber die Konsequenzen nicht kennt, stimmt zu und bestätigt, dass Laura „sich der Opfergabe, die sie gerade vollzogen hat, bewusst ist“. Sie lebt die letzten zwei Jahre in Stille, Freude und Lächeln und mit einer Natur, die reich an menschlicher Wärme ist. Und doch sagt der Blick, den sie auf die Welt wirft – wie ein fotografisches Porträt bestätigt, das sehr unterschiedlich von der bekannten hagiografischen Stilisierung ist – auch die ganze leidvolle Bewusstheit und den Schmerz, die sie durchdringen. In einer Situation, in der ihr sowohl die „Freiheit von“ (Beeinflussungen, Hindernissen, Mühen) als auch die „Freiheit zu“ vielen Dingen fehlt, bezeugt diese Vorpubertierende die „Freiheit für“: die der vollständigen Selbsthingabe.

Laura verachtet das Leben nicht, sondern liebt es: ihr eigenes und das ihrer Mutter. Deshalb gibt sie sich hin. Am 13. April 1902, am Sonntag des Guten Hirten, fragt sie: „Wenn Er das Leben gibt… was hindert mich daran, es für die Mama zu tun?“. Sterbend fügt sie hinzu: „Mama, ich sterbe, ich habe es selbst Jesus gefragt… ich habe ihm fast zwei Jahre lang mein Leben für dich angeboten…, um die Gnade deiner Rückkehr zu erlangen!“.

Es sind Worte ohne Bedauern und Vorwurf, aber voller großer Kraft, großer Hoffnung und großen Glaubens. Laura hat gelernt, die Mutter so zu akzeptieren, wie sie ist. Sie bietet vielmehr sich selbst an, um ihr das zu geben, was sie allein nicht erreichen kann. Als Laura stirbt, bekehrt sich die Mutter. Laurita de los Andes, die Tochter, hat so dazu beigetragen, die Mutter im Glaubens- und Gnadenleben zu „zeugen“.

4. Carlo Braga und der Schatten der Mutter

Auch Carlo Braga, der zwei Jahre vor Laura, 1889, geboren wird, ist von der Fragilität der Mutter geprägt: Als der Ehemann sie und die Kinder verlässt, „aß Matilde fast nichts mehr und fiel sichtbar in sich zusammen“. Sie wird dann nach Como gebracht, wo sie vier Jahre später an Tuberkulose stirbt, obwohl alle überzeugt sind, dass sich ihre Depression in einen wahren Wahnsinn verwandelt hatte. Carlo beginnt dann, „mit Mitleid betrachtet zu werden, als der Sohn eines Unvernünftigen [des Vaters] und einer unglücklichen Mutter“. Doch drei gottgewollte Ereignisse helfen ihm.

Eines davon, das geschah, als er noch ganz klein war, erkennt er später als bedeutend: Er war in den Kamin gefallen und die Mutter Matilde hatte ihn in dem Moment, als sie ihn rettete, der Gottesmutter geweiht. So wird der Gedanke an die abwesende Mutter für den kleinen Carlo „eine schmerzhafte und zugleich tröstliche Erinnerung“: Schmerz über ihre Abwesenheit; aber auch die Gewissheit, dass sie ihn der Mutter aller Mütter, der allerseligsten Jungfrau Maria, anvertraut hat. Jahre später schreibt Don Braga an einen salesianischen Mitbruder, der den Verlust seiner eigenen Mutter betrauert:

„Jetzt gehört die Mama viel mehr zu dir als zu Lebzeiten. Lass mich dir von meiner persönlichen Erfahrung erzählen. Meine Mutter ließ mich, als ich sechs Jahre alt war […]. Aber ich muss dir gestehen, dass sie mir Schritt für Schritt folgte und, als ich verzweifelt am Murmeln des Adda weinte, während ich als Hirtenjunge das Gefühl hatte, zu einer höheren Berufung berufen zu sein, schien es mir, als würde die Mama mir zulächeln und mir die Tränen abwischen.

Carlo trifft dann Schwester Giuditta Torelli, eine Don-Bosco-Schwester, die „den kleinen Carlo vor der Zersetzung seiner Persönlichkeit rettete, als er mit neun Jahren bemerkte, dass er toleriert wurde und manchmal die Leute über ihn sagen hörte: ‚Armer Junge, warum ist er überhaupt auf der Welt?‘“. Es gab tatsächlich Leute, die behaupteten, sein Vater hätte es verdient, für den Verrat des Verlassens erschossen zu werden, und was die Mutter betrifft, so antworteten viele Mitschüler ihm: „Halt den Mund, deine Mutter war schließlich verrückt“. Aber Schwester Giuditta liebt ihn oder hilft ihm auf besondere Weise; sie schaut ihn mit einem „neuen“ Blick an; außerdem glaubt sie an seine Berufung und ermutigt ihn.

Nachdem er in das salesianische Internat in Sondrio aufgenommen worden ist, erlebt Carlo die dritte und entscheidende Erfahrung: Er lernt Don Rua kennen, dessen kleiner Sekretär er einen Tag lang sein darf. Don Rua lächelt Carlo an und, während er die Geste wiederholt, die Don Bosco einst mit ihm gemacht hatte

(„Michelino, ich und du werden immer alles zur Hälfte machen“), „legt er seine Hand in die seine und sagt zu ihm: ‚Wir werden immer Freunde sein‘“: Wenn Schwester Giuditta an Carlos Berufung geglaubt hatte, erlaubt Don Rua ihm nun, sie zu verwirklichen, „indem er ihn über alle Hindernisse hinwegführt“. Sicherlich wird Carlo Braga an jeder Lebensstation – als Novize, Kleriker, sogar Provinzial – auf Schwierigkeiten stoßen, die sich in vorsichtigen Verschiebungen konkretisieren und manchmal in Form von Verleumdungen auftreten, aber er wird gelernt haben, ihnen zu begegnen. Inzwischen wird er zu einem Mann, der in der Lage ist, eine außergewöhnliche Freude auszustrahlen, demütig, aktiv und mit feiner Ironie: alles Eigenschaften, die das Gleichgewicht der Person und ihr Realitätssinn zeigen. Unter dem Einfluss des Heiligen Geistes entwickelt Don Braga selbst eine strahlende Vaterschaft, die mit einer großen Zärtlichkeit für die ihm anvertrauten Jugendlichen verbunden ist. Don Braga entdeckt die Liebe zu seinem eigenen Vater, vergibt ihm und unternimmt eine Reise, um sich mit ihm zu versöhnen. Er unterzieht sich unzähligen Mühen, nur um immer unter seinen Salesianern und Jungen zu sein. Er definiert sich als derjenige, der „in den Weinberg gestellt wurde, um als Pfahl zu dienen“, also im Schatten, aber zum Wohl der anderen. Ein Vater, der ihm seinen Sohn als angehenden Salesianer anvertraut, sagt: „Mit einem solchen Mann lasse ich dich sogar zum Nordpol gehen!“. Don Carlo ist nicht empört über die Bedürfnisse der Kinder, sondern erzieht sie, diese zu äußern, den Wunsch zu steigern: „Brauchst du ein paar Bücher? Hab keine Angst, schreib eine längere Liste“. Vor allem hat Don Carlo gelernt, den anderen diesen Blick der Liebe zu schenken, durch den er selbst einst von Schwester Giuditta und Don Rua erreicht wurde. Don Giuseppe Zen, heute Kardinal, bezeugt dies in einem langen Abschnitt, der jedoch vollständig gelesen werden sollte und mit den Worten seiner eigenen Mutter an Don Braga beginnt:

„Sehen Sie, Vater, dieser Junge ist nicht mehr so brav. Vielleicht ist er nicht geeignet, um in dieses Institut aufgenommen zu werden. Ich möchte nicht, dass Sie getäuscht werden. Ach, wüssten Sie, wie sehr er mich in diesem letzten Jahr verzweifeln ließ! Ich wusste wirklich nicht mehr, was ich tun sollte. Und wenn er auch hier verzweifeln wird, sagen Sie es mir, ich komme sofort, um ihn abzuholen“. Don Braga, anstatt zu antworten, sah mir in die Augen; ich sah ihn auch an, aber mit gesenktem Kopf. Ich fühlte mich wie ein Angeklagter, der vom Staatsanwalt beschuldigt wird, anstatt von seinem eigenen Anwalt verteidigt zu werden. Aber der Richter war auf meiner Seite. Mit seinem Blick verstand er mich tiefgehend, sofort und besser als alle Erklärungen meiner Mutter. Er selbst, viele Jahre später, wandte die Worte des Evangeliums auf sich an: „*Intuitus dilexit eum* („Er blickt ihn an,

gewann ihn lieb“)“. Und von diesem Tag an hatte ich keine Zweifel mehr an meiner Berufung.

5. Anna Maria Lozano Díaz und die fruchtbare Krankheit des Vaters

Die Eltern von Laura und Carlo hatten sich – in unterschiedlichem Maße – als „fern“ und „abwesend“ erwiesen. Eine letzte Figur, die von Anna Maria, bezeugt hingegen das gegenteilige Dynamik: die eines Vaters, der *zu* präsent ist, der jedoch mit seiner Anwesenheit der Tochter einen neuen Weg der Heiligung eröffnet. Anna wird am 24. September 1883 in Oicatà, Kolumbien, in einer großen Familie geboren, die durch das vorbildliche christliche Leben der Eltern gekennzeichnet ist. Als Anna noch sehr jung ist, entdeckt der Vater – eines Tages beim Waschen – einen verdächtigen Fleck an seinem Bein. Es ist die schreckliche Lepra, die er eine Zeit lang zu verbergen versucht, aber schließlich gezwungen ist, sie zu akzeptieren, indem er zunächst zustimmt, sich von der Familie zu trennen, um sich dann bei der Familie im Lazarett von Agua de Dios wieder zu vereinen. Die Frau hatte ihm heldenhaft gesagt: „Dein Schicksal ist unser“. So akzeptieren die Gesunden die Bedingungen, die ihnen durch den Rhythmus der Kranken auferlegt werden. In diesem Moment beeinflusst die Krankheit des Vaters die Entscheidungsfreiheit von Anna Maria, die gezwungen ist, ihr Leben im Lazarett zu planen. Sie findet sich zudem – wie es bereits bei Laura geschehen war – unfähig, ihre religiöse Berufung aufgrund der Krankheit des Vaters zu verwirklichen: Sie erlebt dann innerlich die Zerreißung, die die Lepra bei den Kranken bewirkt. Anna Maria ist jedoch nicht allein. Wie Don Bosco dank Calosso, findet Laura im Beichtvater und Carlo in Don Rua einen Freund der Seele. Es ist der selige Don Aloisius Variara, Salesianer, der sie versichert: „Wenn Sie eine religiöse Berufung haben, wird sie sich verwirklichen“, und sie in die Gründung der Töchter der Heiligen Herzen Jesu und Maria im Jahr 1905 einbezieht. Es ist das erste Institut, das Lepra-Patientinnen oder Töchter von Lepra-Patienten aufnimmt. Als die Lozano am 5. März 1982 im Alter von fast 99 Jahren stirbt, nachdem sie mehr als ein halbes Jahrhundert Generaloberin war, hat sich die Intuition des Salesianers Don Variara bereits in einer Erfahrung konkretisiert, die die opfernde-reparierende Dimension des salesianischen Charismas bestätigt und verstärkt hat.

6. Die Heiligen lehren

In ihrer unauslöschlichen Vielfalt sind die Schicksale von Laura Vicuña (selig), Carlo Braga und Anna Maria Lozano (Diener Gottes) durch einige bemerkenswerte Aspekte verbunden:

a) Laura, Anna und Carlo, wie bereits Don Bosco, leiden unter Situationen des Unbehagens und der Schwierigkeiten, die in unterschiedlichem Maße mit ihren Eltern verbunden sind. Man kann Mama Margareta nicht vergessen, die gezwungen ist, Giovannino aus dem Haus zu schicken, als die Abwesenheit der väterlichen Autorität die Konfrontation mit dem Bruder Antonio erleichtert; noch kann man vergessen, dass Laura vom Mora belästigt und von den Don-Bosco-Schwestern als deren Aspirantin abgelehnt wurde; dass Carlo Braga Missverständnisse und Verleumdungen erlitten hat; oder dass die Lepra des Vaters Anna Maria zu einem bestimmten Zeitpunkt jede Hoffnung auf eine Zukunft zu rauben scheint. Eine in unterschiedlichem Maße verletzte Familie fügt daher den Mitgliedern einen *objektiven Schaden* zu: Das Ausblenden oder der Versuch, das Ausmaß dieses Schadens zu reduzieren, wäre ein ebenso illusorisches wie ungerechtes Unterfangen. Jeder Leidensweg ist tatsächlich mit einem Element des Verlusts verbunden, das die „Heiligen“ mit ihrem Realismus erfassen und lernen, beim Namen zu nennen.

b) Giovannino, Laura, Anna Maria und Carlo machen an diesem Punkt einen zweiten Schritt, der schwieriger ist als der erste: Anstatt die Situation passiv zu erleiden oder darüber zu klagen, gehen sie mit einem gesteigerten Bewusstsein auf das Problem zu. Neben einem lebhaften Realismus bezeugen sie die Fähigkeit, die für die Heiligen typisch ist, schnell zu reagieren und das selbstbezogene Zurückziehen zu vermeiden. Sie dehnen sich im Geschenk aus und fügen dieses Geschenk in die konkreten Lebensbedingungen ein. Indem sie dies tun, verbinden sie das „*da mihi animas*“ mit dem „*caetera tolle*“.

c) Die Grenzen und Wunden sind so niemals beseitigt, sondern immer anerkannt und beim Namen genannt; sie sind sogar „*bewohnt*“. Auch die selige Alexandrina Maria da Costa und der Diener Gottes Nino Baglieri, der ehrwürdige Andrea Beltrami und der selige Augusto Czartoryski, die vom Herrn in den behindernden Bedingungen ihrer Krankheit „erreicht“ wurden, der selige Titus Zeman, der ehrwürdige José Vandor und der Diener Gottes Ignác Stuchlý – Teil von größeren historischen Schicksalen als sie selbst, die sie zu überwältigen scheinen – lehren die schwierige Kunst, in Schwierigkeiten innezuhalten und dem Herrn zu erlauben, die Person darin zum Blühen zu bringen. Die Entscheidungsfreiheit nimmt hier die höchste Form einer Freiheit der Zustimmung im „*fiat!*“ an.

Bibliografische Anmerkung:

Um den Charakter der „Zeugenschaft“ und nicht der „Berichterstattung“ dieses Schreibens zu bewahren, wurde auf einen kritischen Anmerkungsapparat verzichtet. Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass die im Text enthaltenen Zitate aus den *Erinnerungen an das Oratorium* des heiligen Johannes Bosco stammen; von Maria Dosio, *Laura Vicuña. Ein Weg der jugendlichen salesianischen Heiligkeit*, LAS, Rom 2004; von *Don Carlo Braga erzählt seine missionarische und pädagogische Erfahrung* (autobiografisches Zeugnis des Dieners Gottes) und aus dem *Leben von Don Carlo Braga*, „*Der Don Bosco von China*“, geschrieben vom Salesianer Don Mario Rassiga und heute in Kopie erhältlich. Zu diesen Quellen kommen dann die Materialien der Seligsprechungs- und Heiligsprechungsprozesse hinzu, die für Don Bosco und Laura zugänglich sind, für die Diener Gottes jedoch noch vertraulich sind.